458

Münchener Dichter des vierzehnten Jahrhunderts

Festrede

gehalten in der öffentlichen Sitzung
der B. Akademie der Wissenschaften
zur Feier des 170. Stiftungstages

am 26. Juni 1929

von

Georg Leidinger
o. Mitglied der historischen Klasse

München 1930
Verlag der Bayer. Akademie der Wissenschaften
in Kommission des Verlags R. Oldenbourg München

Münchener Dichter des vierzehnten Jahrhunderts

Festrede
gehalten in der öffentlichen Sitzung
der B. Akademie der Wissenschaften
zur Feier des 170. Stiftungstages
am 26. Juni 1929

von

Georg Leidinger
o. Mitglied der historischen Klasse

München 1930
Verlag der Bayer. Akademie der Wissenschaften
in Kommission des Verlags R. Oldenbourg München

Hochgeehrte Festversammlung!

Keine großen Persönlichkeiten sind es, für die ich heute Ihre geneigte Aufmerksamkeit zu erbitten mir erlaube. Aber schließlich darf in der Wissenschaft auch Kleines und Kleinstes Beachtung heischen, wenn es gliedmäßig eingefügt ist in den Zusammenhang des geschichtlichen Seins.

Ein Mitglied der historischen Klasse unserer Akademie lädt Sie ein, ihm zu folgen in das vierzehnte Jahrhundert. Nicht in entfernte Gegenden führt unser Weg, in die wir zumeist in den Monatssitzungen unserer philosophisch-historischen Abteilung entrückt werden. Nicht Ägypten, nicht Ephesus, nicht Milet, nicht Byzanz, nicht Ägina ist der Boden meiner Ausführungen: Münchener sind es, mit denen wir uns beschäftigen wollen.

Als Herausgeber der bayerischen Chroniken des vierzehnten Jahrhunderts für unsere Monumenta Germaniae historica mag ich zunächst eine gewisse Legitimation dazu besitzen, daß ich für den heutigen Vortrag ein Thema aus jener Zeit gewählt habe. Aber schon könnte mich die akademische Klassifikation zurechtweisen, weil ich mich unterfangen will, von Dichtern des vierzehnten Jahrhunderts zu reden, und könnte mich auffordern, das dem Germanisten und dem Literarhistoriker zu überlassen.

Dieser Beschränkung gegenüber lege ich eine zweite Legitimation vor, die des Bibliothekars, und versichere, daß ich weder in die Aufgaben des Germanisten noch in jene des Literarhistorikers eingreifen, sondern mich ihnen gegenüber nur bibliothekarisch betätigen will, um dadurch — vielleicht — ihren Dank mir zu erwerben.

Das Angebot einer Handschrift an unsere Staatsbibliothek ist die Grundlage, aus welcher mein heutiger Vortrag erwachsen ist. Dem Angebote war seitens des mit dem Verkaufe beauftragten Händlers eine Beschreibung und Würdigung des Kodex beigegeben. Sie machte auf den ersten Blick hin einen bestechenden Eindruck und schien den Eigenschaften des Verkaufsgegenstandes nicht übel gerecht zu werden, indem sie mitzuteilen suchte, was dem Händler über die Handschrift bekannt war.

Aber der erfahrene wissenschaftliche Bibliothekar darf sich nie auf die bloßen Anpreisungen des Marktes verlassen. Ihm obliegt es, in selbständiger Kritik sich ein eigenes Urteil über die Ware zu bilden, besonders wenn es sich um hohe Werte handelt.

Von dem, was der Händler über seine Handschrift gesagt hatte, erschien nach meinen Untersuchungen Vieles unrichtig, unvollständig, unhaltbar.

Und nun hören Sie, um was es sich bei jener Handschrift handelte.

Unser verstorbenes Mitglied, mein hochverehrter Lehrer Franz Muncker, hat im Jahre 1922 im Rahmen der gemeinverständlichen Vorträge unserer Universität über «München in der deutschen Literatur» gesprochen und gesagt, München erscheine sehr spät in der Literaturgeschichte. Von mittelalterlichen Münchener Schriftstellern nannte er keinen einzigen. Bayern zwar habe von früher Zeit an lebhaften Anteil an der deutschen Literatur durch Wolfram von Eschenbach, Neidhart von Reuental, Berthold von Regensburg usw., doch der erste Münchener Schriftsteller sei der hiesige Stadtunterrichter Simon Minervius Schaydenreysser gewesen, der im Jahre 1537 Homers Odyssee nach einer lateinischen Vorlage in deutsche Prosa übersetzte. Muncker hatte damit aber nicht recht. Es gibt auch mittelalterliche Münchener Dichter. Da wäre sicherlich aus dem fünfzehnten Jahrhundert Ulrich Füetrer, der Maler und Chronist, mit seinem «Buch der Abenteuer» zu nennen gewesen. Und wenn ich von einem zweiten, fast unbekannten Münchener Dichter des fünfzehnten Jahrhunderts vielleicht ein andermal berichte, möchte ich heute zwei des vierzehnten Jahrhunders behandeln.

Ihre Namen sind: Heinrich von München und Heinz Sentlinger.

In der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts und in den ersten Jahrzehnten des neunzehnten war in der gelehrten Literatur aus den verschiedensten Bibliotheken eine beträchtliche Zahl von Handschriften gereimter deutscher Lehrgedichte, die man gemeiniglich als Weltchroniken bezeichnete, bekannt geworden. Sie waren untereinander von der größten Mannigfaltigkeit und es schien zwar ein gemeinsamer Kern vorhanden, aber er war durch Umbildungen, Ueberarbeitungen, Fortsetzungen, Kürzungen, Erweiterungen fast in jedem der auftauchenden Kodizes anders gestaltet, so daß neben dem gewaltigen Umfange der Handschriften mit ihren 25000—100000 Versen schon diese Ungleichheit eine gewisse Erklärung dafür gibt, warum die Literaturgeschichte sich nur sehr oberflächlich mit jenen Erzeugnissen beschäftigte und beschäftigen konnte.

Allmählich wurde Folgendes klar: In der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts lebte Rudolf von Ems, der neben anderen von ihm vollendeten Dichtungen die Abfassung einer bis auf seine Gegenwart reichenden gereimten Weltchronik beabsichtigt zu haben scheint.

Rudolf von Ems hat seine Chronik, wie er an einer Stelle darin angab, für Kaiser Konrad IV., in dessen Umgebung er um 1250 erscheint, gedichtet. Er ist in Italien gestorben, wohin er wahrscheinlich mit dem Kaiser gezogen war. Unvollendet bricht sein zwischen 1250 und 1254 zu setzendes Werk in der Geschichte König Salomos, also noch weit im Alten Testament, ab. In der Handschrift von Wernigerode zählt es nicht weniger als 33478 Verse. Daran schließt sich eine Fortsetzung von weiteren 2860 Versen, die von einem in der Dichtkunst ungeübten Unbekannten herrührt.

Rudolfs von Ems gereimte biblische Geschichte erfuhr eine außerordentliche Verbreitung. Wenige Dichtungen des dreizehnten Jahrhunderts wurden so oft abgeschrieben, überarbeitet und fortgesetzt wie jene. Ein 1915 angelegtes Verzeichnis weist nicht weniger als 76 heute bekannte ganze Handschriften des Werkes und seiner Bear-

beitungen und Fortsetzungen oder Bruchstücke von solchen nach. Dabei stimmt diese Zahl nicht ganz. Wir dürfen uns aber nicht vorstellen, daß diese Verbreitung im gewöhnlichen Volke stattfand. Dazu waren die dicken Kodizes, die im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert noch auf das teuere Pergament geschrieben wurden, viel zu kostspielig. Wohlhabende Kreise vielmehr waren es, welche den Weltchroniken ihre Teilnahme entgegenbrachten, neben einigen Fürsten hauptsächlich Angehörige des Adels und des reichen Bürgertums. Ihnen wurde der Inhalt der Bibel, der den klerikalen Kreisen in der lateinischen Form der Vulgata zur Kenntnis gelangte, durch die Bearbeitung in deutschen Versen (in anderen Ländern in den dortigen Sprachen) auf eine angenehme und bequeme Weise zugänglich gemacht. Der klösterlichen und mönchischen Kultur, die auf der lateinischen Weltsprache aufgebaut war, stand in den ritterlichen und bürgerlichen Kreisen eine sich auf die deutsche Volkssprache gründende Bildung gegenüber. Nicht etwa feindselig, denn sie war bestrebt, den hauptsächlichen Inhalt auch der kirchlichen, der lateinischen Literatur sich anzueignen, allerdings nur soweit, als er ihr gefiel und ihrem volksmäßigen, ihrem völkischen Geschmacke zusagte.

Der Ernst der biblischen Prosa wurde nicht etwa übersetzt, sondern verhältnismäßig frei umgeformt in gereimte Verse.

Geistig hochstehende Erzeugnisse entstanden auf diesem Wege natürlich nicht, und jene Weltchroniken haben sich denn auch von dem Standpunkte allgemeiner literarischer Würdigung aus sehr scharfe Beurteilungen gefallen lassen müssen.

Aber man darf jene Werke nicht unter dem Gesichtswinkel der Anforderungen betrachten, die man an absolute künstlerische Leistungen zu stellen berechtigt ist. Die Hauptabsicht bei der Schöpfung der Weltchroniken war durchaus nicht Dichtung, weder inhaltlich noch formell, sondern die Verfasser jener Reimwerke wollten auf ansprechende Weise einen Inhalt überliefern, der sonst nur in nüchterner Prosa und zudem noch in fremder Sprache zur Verfügung der Leser stand.

Sie erzeugten damit Lehrgedichte, wobei sie den historischen Stoff mit moralisierenden Betrachtungen durchzogen.

Es war ihnen gar nicht darum zu tun, bei dem Leser jene höhere seelische Spannung wachzurufen, welche durch wahre Dichtung geweckt wird, sondern sie wollten Berichterstatter sein über die wechselvollen Vorgänge, welche ihre biblische Quelle erzählte, wollten insbesondere die romantischen Ereignisse hervorheben, die sie in ihren Quellen gefunden hatten. Ohne den dargebotenen Quellenstoff besonders tief zu durchdringen, boten sie besonders in den späteren Bearbeitungen häufig nur Auszüge der Vorlage, einzig bestrebt, Reime zu finden, die sie in fast unendlicher Folge aneinanderreihten, die Rhythmik zumeist vernachlässigend oder vergewaltigend.

Gewiß mag man sogar einen schlechten Geschmack dahinter finden, wenn jene Reimbibeln die Ereignisse des Alten und Neuen Testaments in Tausenden und aber Tausenden von Versen zu erzählen sich vornahmen, einen schlechten Geschmack, den mit den Verfassern auch die Leser teilten, besonders aber die Auftraggeber, die jene Bücher für teueres Geld hatten herstellen lassen. Man mag jene Reimbibeln als Literatur niederen Ranges betrachten, gegenüber den vollendeten Dichtungen eines Gottfried von Straßburg, eines Wolfram von Eschenbach und anderer.

Aber diese Kodizes sind nun einmal da als Denkmäler eines Zeitgeschmackes, der von der Literaturgeschichte doch auch beachtet werden muß; denn auch er ist ein Teil der Kulturgeschichte. Und es war sicherlich zu weit gegangen, wenn der Memminger Gelehrte des achtzehnten Jahrhunderts Johann Georg Schelhorn ihre Verfasser samt und sonders für «elende Reimschmiede und alberne Fabelhänse» erklärte.

Jedenfalls läßt das Vorhandensein der vielen Handschriften die Freude jener Kreise, welche diese Bände herstellen ließen, an der Epik erkennen. Die großen hochragenden Kunstepen unserer klassischen deutschen mittelalterlichen Dichtung waren für weitere Kreise nicht so genießbar wie die niedrigeren Gewächse der gleichen Dichtungsgattung, als welche die Reimbibeln und Reimchroniken zu be-

trachten sind. Ihre größere Einfachheit und Verständlichkeit den hohen Dichtungen gegenüber verschaffte ihnen Beliebtheit. Mit Wohlgefallen nahm der Leser des dreizehnten, vierzehnten und teilweise noch des fünfzehnten Jahrhunderts ihre Verse auf.

Und wenn nichts Anderes an ihnen auch unsere Aufmerksamkeit auf sich ziehen würde, so würde es immerhin der ewig erhabene Stoff der biblischen Geschichte sein, der in jedweder Gestalt zu seiner Betrachtung herausfordert. Gerade in der dichterischen Form läßt er uns eine besondere Hingabe des Dichtenden an den Gegenstand erkennen; die Bücher der göttlichen Offenbarung werden neu geschaffen aus einem empfänglichen Herzen. Mag die Form dieser neuen Schöpfung auch wie immer gebildet sein, ihr Inhalt fordert Beachtung. Und das einzelne Werk reiht sich in eine allgemeine Folge, die ja auch am heutigen Tage noch weiterläuft.

Neben dem biblischen Stoff ist aber auch der Drang nach Wissen über den Verlauf der Weltgeschichte eine der Hauptursachen für die Entstehung dieser Art von Literatur. Geschichtliches Wissen in unserem Sinne gab es allerdings damals, als Rudolf von Ems dichtete, noch nicht. Das ganze Zeitalter war so durchdrungen von den Lebensäußerungen des Christentums, daß es Geschichte auch nur in diesem finden konnte und daß es demnach die biblische Geschichte als «Kern und Leitfaden» der Weltgeschichte betrachtete. Die Geschichte der Offenbarung galt als der alleinige Hauptweg des göttlichen Weltplanes, die Geschichte der Heiden nur als in jenen einmündende Nebenwege. Rudolf von Ems schöpfte hiefür hauptsächlich aus der «Historia scholastica» des in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts lebenden Pariser Gelehrten Petrus Comestor. Die Geschichte heidnischer Begebenheiten wurde unter die biblischen Ereignisse zeitlich so eingereiht, wie es dem Dichter zu passen schien. Erst in den Fortsetzungen der Reimbibel dringt die aus verschiedenartigen Quellen geholte Profangeschichte stärker heran.

Es liegt mir fern, die Urteile der Literaturwissenschaft über Rudolf von Ems als Dichter Ihnen ausführlich darzulegen; nur ganz kurz sei

mitgeteilt, daß Kenner von ihm gesagt haben, er stehe noch innerhalb der besseren Zeit der mittelalterlichen deutschen Dichtung.

Die längst geforderte und gewünschte kritische Ausgabe der Weltchronik Rudolfs von Ems fehlt heute noch. Schon 1900 rief Philipp Strauch aus: «Es ist wahrlich an der Zeit, diese Lücke der Forschung auszufüllen». An Stelle einer kritischen Ausgabe beabsichtigte das dringendste wissenschaftliche Bedürfnis zu befriedigen der Abdruck einer einzelnen Handschrift des Werkes, jener damals noch in der Fürstlich Stolbergischen Bibliothek zu Wernigerode am Harz liegenden, welchen Gustav Ehrismann 1915 als Band XX der von der Preußischen Akademie der Wissenschaften herausgegebenen «Deutschen Texte des Mittelalters» erscheinen ließ. Mit Hilfe dieser Ausgabe der als beste vorhandene geltenden Handschrift (zwei Heidelberger Handschriften wurden noch zur Textgestaltung hinzugezogen) kann nun wenigstens bis zu einem gewissen Grade in den vielen übrigen Handschriften, die mit Rudolfs Text zusammenhängen, der letztere festgestellt und ausgeschieden werden.

Mit Recht hat aber unser allzufrüh verstorbenes Mitglied Erich Petzet einmal hervorgehoben, daß der Grundsatz, nach welchem diese Textausgaben erfolgen, nicht einwandfrei sei; er ist zu erklären und zu entschuldigen aus der Meinung, daß wichtige Texte in möglichst kurzer Zeit der Forschung vorgelegt werden sollen. Aber dadurch werden — auch meiner Meinung nach — die (längere Vorbereitungszeit erfordernden) notwendigeren kritischen Ausgaben erst recht hinausgeschoben oder ganz verhindert.

Der Germanist Adelung hatte zuerst darauf aufmerksam gemacht, daß in einer Anzahl von Handschriften die Widmung an König Konrad IV., in anderen Handschriften aber an einen Landgrafen Heinrich von Thüringen gerichtet war. Man kannte sich zunächst nicht recht aus, was diese Abweichung zu bedeuten hatte, und nachdem von den älteren Germanisten außer Adelung noch Docen, Lachmann und Maßmann sich mit den einschlägigen Fragen beschäftigt hatten, wurde ein gangbarer Weg in das verwachsene Gestrüpp, das sich allmählich

um die Kenntnis von den zahlreichen Handschriften gereimter Weltchroniken gelegt hatte, von dem bekannten Literarhistoriker Vilmar in seiner 1839 zu Marburg erschienenen, auch heute noch hochzuschätzenden Abhandlung «Die zwei Rezensionen und die Handschriftenfamilien der Weltchronik Rudolfs von Ems» gebahnt. Vieles, was er seinerzeit gesagt hat, läßt sich auch jetzt kaum besser ausdrücken.

Er kam zu dem Ergebnis, daß die damals bekannten Handschriften in fünf Klassen zerfielen:

erstens in solche, welche das Werk Rudolfs von Ems rein, ohne spätere Zutaten,

zweitens bis viertens solche, welche eine jüngere Rezension in Verbindungen und Vermischungen mit jener älteren Rezension bringen,

fünftens solche schließlich, welche eine Überarbeitung des jüngeren Werkes mit mehr oder minder häufigen Einschiebungen aus der Chronik des Wiener Dichters Jansen Enikel und eine Fortführung der in den ersten vier Klassen im Alten Testament endigenden Erzählung durch das Neue Testament hindurch von der Hand Heinrichs von München darbieten.

Die jüngere Bearbeitung (eben mit jener Widmung an einen Landgrafen Heinrich von Thüringen) ist schon weit schlechter als das Werk Rudolfs von Ems.

Des Letzteren verhältnismäßig freie Haltung der Vorlage gegenüber weicht einem schwerfälligen Kleben des Bearbeiters am Stoffe, die schlichte Erzählung ist durch langweilige Breite ersetzt.

Gelehrsamkeit macht sich aufdringlich und anspruchsvoll geltend, aber gegenüber der guten und vornehmen Laienbildung Rudolfs eine geistliche, die versucht volkstümlich zu werden und dabei nicht selten plump wird.

Reimung und Rhythmus sind wesentlich unbeholfener als bei Rudolf.

Auch der thüringische Reimbibeldichter hat sein Werk nicht vollendet; er ist nur bis in das Buch der Richter gelangt. Sein Erzeugnis

wurde merkwürdigerweise trotz oder wegen seines gelehrten Anstriches noch mehr verbreitet als die nach Inhalt und Form bessere Chronik Rudolfs von Ems. Nach ihren Anfangsworten pflegte man die thüringische Reimbibel als «Christ-Herre-Chronik» zu bezeichnen. Leider haben wir auch von diesem Werke noch keine kritische Ausgabe und es bleibt abzuwarten, wie weit ein geplanter Abdruck einer Handschrift in den vorhin genannten «Deutschen Texten» die dringendsten wissenschaftlichen Bedürfnisse befriedigen wird.

Wir können begreifen, daß sich der Wunsch regte, die Stückwerk gebliebene Dichtung Rudolfs von Ems oder die auf ihrer Grundlage entstandene thüringische Christ-Herre-Chronik und die Mischungen beider, die auch hergestellt wurden, fortgesetzt zu sehen.

Wir besitzen eine Anzahl von Handschriften mit solchen Fortsetzungen, die Maßmann als «Schwellhandschriften» bezeichnet hat, weil sie gegenüber den älteren Texten durch weitere Zudichtungen angeschwollen sind.

Die Anfügung von solchen Fortsetzungen wurde vor allem dadurch möglich, daß ein Dichter auftrat, der den gesamten Stoff von neuem bearbeitete. Sein Werk blieb nicht, wie jenes Rudolfs von Ems und des thüringischen Reimchronisten schon im Alten Testament stecken, sondern ihm war es vergönnt, es bis in seine eigene Lebenszeit durchzuführen.

Jansen Enikel, der ein wohlhabender Wiener Bürger gewesen ist, hat seine gereimte Weltchronik im letzten Viertel des dreizehnten Jahrhunderts gedichtet. In der Einleitung gab er als seine Absicht kund, sowohl die biblische wie die profane Geschichte behandeln zu wollen. Neben der Bibel benützte er die Imago mundi des Honorius Augustodunensis, die Regensburger Kaiserchronik, österreichische Annalen usw. Von der Schöpfung der Welt bis zum Ende Kaiser Friedrichs II., also bis zum Jahre 1250, läuft seine Darstellung.

Jansen Enikels fast 29000 Verse umfassende Weltchronik wurde in vielen Fällen zur Ergänzung und Fortsetzung des Textes der Weltchronik Rudolfs von Ems und der Christ-Herre-Chronik und ihrer beider Mischungen herangezogen.

Ein großer Fortschritt für die Beurteilung und Würdigung dieser Fortsetzungen ergab sich, als im Jahre 1900 Philipp Strauch die Weltchronik des Wiener Dichters im Druck herausgegeben hatte.

Auffallenderweise sind — wie bei Rudolfs von Ems Text selbst — nur wenige Handschriften vorhanden, in welchen der Text Enikels in seiner ursprünglichen und reinen Form enthalten ist. Aber es lag eben in dem Wesen dieser Weltchroniken, daß ihren Lesern der dargebotene Stoff selten völlig entsprach, daß Auftraggeber, welche sich eine Abschrift bestellten, Das und Jenes weggelassen, Das und Jenes hinzugefügt wissen wollten, daß die nicht gut gebildeten Abschreiber aus ihrem eigenen Wissen und auf Grund ihnen zugänglicher anderer Handschriften für ihre neue Abschrift der Vorlage gegenüber Änderungen der verschiedensten und umfassendsten Art vornahmen. So geschah es auch mit Jansen Enikels Weltchronik.

Strauch verzeichnete in seiner auf langjähriger Arbeit aufgebauten Ausgabe auch einerseits alle jene Handschriften, in denen Enikels Werk mit Stücken aus anderen Weltchroniken vermischt worden war, und andererseits jene, welche Weltchroniken mit darin eingereihten einzelnen Stücken aus Enikel darboten.

Unter diesen Mischhandschriften befinden sich solche, in welchen die Chronik Rudolfs von Ems oder die Christ-Herre-Chronik mit Teilen der Chronik Enikels vereinigt erscheinen. Jedenfalls konnten nun nach Vorliegen der Enikel-Ausgabe in allen Weltchronik-Handschriften die Teile erkannt werden, welche dem Werke des Wiener Dichters entstammten. Strauch hat bei der Beschreibung der Handschriften einen Teil von ihnen schon daraufhin geprüft und untersucht, aber da er sich begreiflicherweise hauptsächlich nur für den Text Enikels interessierte, konnte er andere bei und nach der Ausscheidung dieses Textes auftauchende Fragen nicht untersuchen.

Diese bestehen noch und knüpfen sich hauptsächlich an den Namen und die Arbeit Heinrichs von München.

Hier hätte Strauch bei seiner ausgezeichneten Beherrschung des umfangreichen Textes von Jansen Enikel schon weiterdringen können,

wenn er alle Handschriften dieser Gruppe herangezogen hätte. Aber da er, wie gesagt, nur einige untersuchte, andere aber, darunter gerade die wichtigsten nicht, hat er — abgesehen von seinen Enikel-Feststellungen — die Fragen, die Heinrich von München betreffen, so ziemlich in der Unberührtheit gelassen, in der sie seit den ersten Erwähnungen des Namens dalagen.

Daß ein «Heinrich von Bayerland» oder «Heinrich von München» eine sehr umfangreiche Fortsetzung der Christ-Herre-Chronik oder, wie er selbst meinte, der Weltchronik Rudolfs von Ems angefertigt habe, wußte man aus Stellen, an denen er sich in jenem mit dem letzteren Text gegen 100000 Verse umfassenden Werke selbst genannt hatte.

Die Weltchronik mit der Fortsetzung Heinrichs von München hat fast in jeder Handschrift wieder eine andere Form. Jeder neue Abschreiber erlaubte sich diesen unförmlichen Texten mit ihren endlos scheinenden Reimereien gegenüber alle erdenklichen Freiheiten, und zwar sowohl in den Teilen der «alten Ehe», des Alten Testaments, wo Heinrich an die Christ-Herre-Chronik sich anschloß, wie in den biblischen Geschichten der neuen Ehe mit den überall eingestreuten profanen Geschichten und der Fortsetzung, die wie die Chronik Enikels bis zum Ende Kaiser Friedrichs II. läuft.

Heinrich von München schrieb die ganze Fortsetzung sich selbst zu; daß er Enikel als eine Hauptquelle benutzt habe, davon sagte er nichts, wie er auch andere, stark ausgebeutete Quellen nicht angab.

So viel ich sehe, wurde der Name Heinrichs von München in der gedruckten Literatur zum erstenmal erwähnt durch den Wiener Stadtsekretär Philipp Jakob Lambacher, der in seinem 1750 zu Wien gedruckten Katalog der alten Wiener Stadtbibliothek eine Handschrift des Rudolf von Ems im Besitze der letzteren beschrieb und bei dieser Gelegenheit auch zwei Handschriften der Wiener Hofbibliothek erwähnte, welche die Fortsetzung Rudolfs durch «Henricus Monacensis» enthielten.

Nachdem dann 1782 Adelung den Dichter irrtümlich als Johann von München bezeichnet hatte und dieser falsche Name von da aus in andere Werke gelaufen war, kam auf Heinrich von München zu

sprechen der gelehrte Wiener Hofrat und damalige Kustos der dortigen kaiserlichen Hofbibliothek Michael Denis, der in einem von ihm bearbeiteten, 1793 erschienenen Kataloge der Wiener Hofbibliothek eine Handschrift der Weltchronik beschrieb mit der Angabe, daß sie teils von Rudolf von Ems, teils von Heinrich von Bayern oder von München ausgearbeitet sei. Er teilte eine Anzahl jener Stellen mit, welche ihm für die literargeschichtliche Würdigung des Werkes von Wichtigkeit zu sein schienen. Darunter insbesondere die Verse, an denen Heinrich von München von sich spricht.

In der Folgezeit nannten Docen, von der Hagen, die Brüder Grimm, Friedrich Jacobs, Vilmar, Hoffmann von Fallersleben, Franz Pfeiffer, Wackernagel den Namen Heinrichs von München, aber nur gelegentlich, ohne weitere Forschungen über ihn anzustellen, ohne zu wissen, wann er eigentlich gelebt und gedichtet habe, hierüber nur Angaben machend, die ihn schwankend in die Zeit vom Ende des dreizehnten Jahrhunderts bis nach der Mitte des vierzehnten setzten. Über die Handschriften mit der Fortsetzung Heinrichs von München drangen dabei nur ungenügende Einzelheiten in die Öffentlichkeit.

Eingehender beschäftigte sich erst in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts Hans Ferdinand Maßmann mit Heinrich von München in seiner bekannten Ausgabe der sogenannten Kaiserchronik, wobei er nicht bloß diese selbst behandelte, sondern mit einer später fast unerreichten Gelehrsamkeit auch zahlreiche andere verwandte Literaturerzeugnisse in den Kreis seiner Untersuchung zog. Auf Maßmanns Arbeit muß man heute noch allenthalben zurückgreifen, besonders auf seine Angaben über die Handschriften und seine Erörterungen über Sagengeschichte.

Maßmann setzte Heinrich von München schließlich gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts an und ließ sogar die Vermutung anklingen, er wäre eine Person mit dem Verfasser der Christ-Herre-Chronik.

Damit hatte er aber sicher Unrecht. Und sehr bedenklich war, daß er die Anschauungen über Heinrich von München dadurch verwirrte, daß er mit jener Koketterie, die man bei manchen Philologen

findet, die kurzen Stücke, die er als Proben aus Heinrich von München mitgeteilt hatte, willkürlich in die Sprache des dreizehnten Jahrhunderts zurückübertragen hatte. Karl Schröder, der dies nachwies, glaubte dagegen aus sprachlichen Gründen mit ziemlicher Sicherheit aussprechen zu dürfen, daß Heinrich ein Zeitgenosse Ludwigs des Bayern gewesen sei.

In der Folgezeit bis auf den heutigen Tag hat sich niemand eingehender mit Heinrich von München beschäftigt. Die dicken Kodizes, in denen sein Name erschien, zu Kremsmünster, zu Linz, zu Wien, zu Arolsen, zu Gotha, zu Wolfenbüttel, zu Berlin, zu Dresden usw. wirkten offenbar abschreckend. Vielleicht wäre sein Schicksal ein besseres gewesen, wenn wir hier in München eine Handschrift seines Werkes gehabt hätten. Aber wir besaßen keine.

Die wissenschaftliche Erforschung der Geschichte unserer lieben Stadt München ist ja leider stark zurückgeblieben. Das soll gegen niemand ein Vorwurf sein und ich will hier auch nicht weiter darüber reden. Vielleicht gelingt es den vereinigten Anstrengungen der Stadtarchivdirektion und unserer neuen Kommission für Bayerische Landesgeschichte in der Zukunft Fortschritte zu erzielen. Ich weise nachdrücklich auf die Fragen hin, die Heinrich von München betreffen. Das Wenige, was man über seine Person zu äußern wagte, blieb nichts als Vermutung.

Als 1880 Sigmund Riezler bei Abfassung des zweiten Bandes seiner bayerischen Geschichte sich mit der «dürftigen und wenig eigentümlichen» dichterischen Produktion Bayerns im vierzehnten Jahrhundert zu beschäftigen hatte, stieß er auch auf Heinrich von München. In dem Bestreben, dessen Person etwas fester zu fassen, als es bisher geschehen war, sprach er als seine Meinung aus, Heinrich habe nicht vor der Zeit Ludwigs des Bayern gelebt und habe jenem Patriziergeschlechte angehört, dessen Ahnen wahrscheinlich schon vor Anlage der Stadt im Dorfe München einst das ritterliche Element vertraten.

Daß es ein eigenes adeliges Geschlecht derer «de Munichen» gegeben habe, das bis ins dreizehnte Jahrhundert sich fortpflanzte, war schon früher wahrscheinlich gemacht worden.

Wenn Riezler aber mit Heinrich von München, dem Fortsetzer der Weltchronik, es bis ins vierzehnte Jahrhundert fortbestehen ließ, so fehlen dafür alle weiteren notwendigen Belege.

1885 widerfuhr Heinrich von München die Ehre, in die «Allgemeine Deutsche Biographie» aufgenommen zu werden. Aber was hier von Philipp Strauch über ihn gesagt wurde, ist in allen Einzelheiten fragwürdig. Strauch hatte nicht bemerkt, daß Schröder schon auf die unberechtigte sprachliche Umänderung der Textproben aus Heinrich durch Maßmann aufmerksam gemacht hatte und setzte die Entstehung des Werkes auch um 1300 an. Damit wurde neue Verwirrung angerichtet, die bis auf den heutigen Tag fortwirkte. Was Heinrichs Herkunft anlangt, so schrieb Strauch Riezlers in der Luft hängende Angabe der Abstammung von den angeblichen Rittern von München ab.

Strauch hatte nur insofern recht, als er sagte, daß es sich einstweilen nicht mit Sicherheit entscheiden lasse, was nach Abzug der Texte Rudolfs von Ems, der thüringischen Reimbibel und Jansen Enikels auf Heinrich selbst zurückgehe, da nur wenige kurze Auszüge gedruckt vorlägen, die Handschriften selbst aber stark voneinander abwichen und die einzelnen Stoffe oft ganz verschieden anordneten.

Nachdem er das festgestellt hatte, hätte er aber sich selbst Zurückhaltung im Urteil über Heinrich auferlegen müssen.

Nur nach einer Richtung hin wurden gewisse Fortschritte erzielt: in der Erkenntnis einzelner Quellen für Heinrichs Text. Für solche Quellenuntersuchungen konnten eben einzelne Handschriften dienen. Freilich trug die zunehmende Auffindung seiner Quellen Heinrich dann den schnöden Namen eines «Allerweltskompilators» ein und seiner Weltchronik die Bezeichnung eines «wüsten Sammelwerkes», statt daß man Achtung gehabt hätte vor seiner Vielseitigkeit.

Was Heinrichs Gesamtwerk anbelangt, so hörte man zuletzt immer nur klagen. Da sagte Karl Schröder (1872): «Heinrich gehöre zu den Autoren, die zwar in der Literaturgeschichte genannt werden, über deren Dichtungen aber nur ganz Wenige — da sie nur handschriftlich

existieren — in der Lage sind, ein Urteil zu haben.» Regel jammerte (1878), daß eine Untersuchung über Heinrichs Text gebreche.

1904 legte Friedrich Wilhelm, der Freiburger Germanist, in seiner Untersuchung «Die Geschichte der handschriftlichen Überlieferung von Strickers Karl dem Großen» auch dar, daß in den gereimten Weltchroniken, die unter dem Namen Heinrichs von München genannt wurden, Teile von Strickers Karl benützt worden waren. Um über das Verhältnis dieser Texte klar zu werden, verglich er sie aus einigen Handschriften Heinrichs von München, kam auch für seinen Zweck einigermaßen ins Reine. Bezeichnenderweise bat er dabei seine Leser um Verzeihung, daß er etwas ausführlich werden müßte, aber das hätte geschehen müssen, weil «die Meisten über Heinrich von München gar nichts wissen».

Wilhelm ist derjenige, welcher bis jetzt — freilich nur für einen kleinen, umgrenzten Teil, für seine Untersuchung über Strickers Karl den Großen, — am besten gesehen hat, wie ungeheuer schwierig es ist, aus den vorhandenen Handschriften Heinrichs von München bestimmte Ergebnisse zu gewinnen. Wilhelm mußte für seinen Teil eine ungewöhnliche Arbeit verrichten, um am Schlusse, gewissermaßen erschöpft, alles Weitere «dem künftigen Untersucher der Weltchronik» Heinrichs von München zur Entscheidung zu überlassen, insbesondere die Frage, ob «wir in Heinrich weiter nichts als einen ganz gewöhnlichen Schreiber zu erblicken haben, der nach und nach durch das viele Abschreiben auch selbst ein paar Verse zusammenzustoppeln gelernt hat», oder ob Heinrich eine höhere Würdigung verdient.

Und 1912 mußte Hans Vollmer in seinen «Materialien zur Bibelgeschichte», wo er auf Heinrich stieß oder auf Reimtexte, die unter dessen Namen gingen, seine Fragen einstweilen offen lassen.

Schließlich bemerken wir bei Vollmer eine ähnliche Erschöpfung Heinrich von München gegenüber, wie wir sie bei Wilhelm sahen. In seiner vor kurzem 1929 erschienenen Ausgabe der «Neuen Ee, einer neutestamentlichen Historienbibel» vermeidet Vollmer Heinrichs

Namen und redet immer nur im allgemeinen von Schwellhandschriften, während es doch der Text Heinrichs von München ist, der eben jener Historienbibel zugrunde liegt und diese Prosaauflösung ermöglicht hat. Vollmer erklärt aber, daß jener Text sogar für die kritische Gestaltung des von ihm herausgegebenen Prosatextes von Bedeutung war.

Und diese Bedeutung Heinrichs haben auch die vorhin erwähnten Quellenuntersuchungen immer ernstlicher erkennen lassen.

Es wäre wohl eine Ehrenpflicht gerade für Münchener wissenschaftliche Kreise, nun auch sein Leben und seine Gesamtleistung endlich klarzulegen. Wie der Bibliothekar hiezu helfen zu können glaubt, erfahren Sie nun aus dem Schluß meines Vortrages.

Fürchten Sie nicht, daß ich mit dem zweiten Münchener Dichter, den ich Ihnen anfangs genannt habe, mit Heinz Sentlinger, Sie ebensolange aufhalte wie mit Heinrich von München.

Heinrich von München war in der Literaturgeschichte allenthalben schon genannt und erwähnt, wenn auch weder seiner Person noch seiner Leistung nach erforscht, als in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts noch ein Münchener Dichter des vierzehnten Jahrhunderts dem wissenschaftlichen Publikum vorgestellt wurde: Heinz Sentlinger.

Als Schreiber war dieser «Haintz Sentlinger» schon im achtzehnten Jahrhundert genannt worden und zwar an einer Stelle, an welcher man ihn wahrhaftig nicht vermuten würde, nämlich in der Ausgabe einiger Kapitel aus der in der Wolfenbütteler Bibliothek lagernden Handschrift von Ulfilas' gotischer Bibelübersetzung, welche der Archidiakonus Franz Anton Knittel zu Wolfenbüttel erscheinen ließ. Knittel fügte dieser Veröffentlichung nämlich noch Mitteilungen aus anderen literarischen Schätzen der Wolfenbütteler Bibliothek bei, darunter solche über drei dortige gereimte deutsche Weltchroniken. Er führte die Schlußschrift der einen dieser Handschriften an, die 1399 eben von Heinz Sentlinger geschrieben ist.

Von Sentlingers dichterischer Tätigkeit meldete zuerst der bekannte Tiroler Geistliche, Politiker und Schriftsteller Beda Weber

in seinem 1849 erschienenen Buch über die Stadt Bozen, indem er dort erzählte, am Ende des vierzehnten Jahrhunderts habe bei Nikolaus Vintler, dem Burgherrn auf Schloß Runkelstein bei Bozen, Heinz Sentlinger aus München als Kaplan, Bücherabschreiber und Reimkünstler gelebt.

Die Quelle, aus welcher Beda Weber seine Nachricht geschöpft hatte, war ein dicker Riesenpergamentband, der damals im Besitze der Familie Vintler zu Bruneck im Pustertal sich befand, eine gereimte Weltchronik, an deren Ende folgende Bemerkung zu lesen war, die zuerst der Tiroler Germanist Ignaz Zingerle 1851 bekannt machte:

«Auch hat ditz půch geschriben vnd volpracht Haintz Sentlinger von Münichen vnd ein tail gedichtet vnd ist gar volpracht, do man zalt von christes gepurd tausent iar drew hundert iar vnd in dem vier vnd newntzigstem jar an der Etsch auf dem Runckelstain pei meinem herren Niclas dem Vintler in dem moned Iunius an dem dreizehendem Tag, do waz der tag S. Antonii confer (verschrieben für „confessor" oder eigentlich „confessoris") de Padua.»

Durch die Worte «vnd ein tail gedichtet», die hier der Schreiber von sich gebrauchte, entstand die Notwendigkeit, seine dichterischen Eigenschaften zu prüfen.

Aber diese Aufgabe ist bis auf den heutigen Tag unerfüllt geblieben. Denn die Handschrift, von der Heinz, wie er sagte, einen Teil gedichtet hatte, war ja kein Besitztum einer öffentlichen Bibliothek, sondern lag als sorgsam behütetes Erbstück im Familienarchive der Nachkommen jenes Nikolaus Vintler, der sie einst vor mehr als einem halben Jahrtausend hatte herstellen lassen.

Nur Zingerle konnte sie einmal längere Zeit benützen, und auf seinen wenigen Mitteilungen daraus baute sich in der Hauptsache auf, was nun in der Folgezeit über Heinz Sentlinger und sein Werk behauptet wurde. Das Meiste davon war Irrtum und Phantasie. Darüber ließe sich eine eigene fast lustige Abhandlung schreiben. Feste Anhaltspunkte über Sentlinger bot nur noch die Schlußschrift der vorhin erwähnten Wolfenbütteler Handschrift von 1399 und eine weitere

Schlußschrift einer von Heinz Sentlinger 1390 gefertigten Abschrift der deutschen Beichtigersumme des Johann von Freiburg in der Universitätsbibliothek zu Innsbruck.

Daß Heinz Sentlinger der alten Münchener Patrizierfamilie der Sentlinger angehörte, ist zweifellos.

Wollte man über ihn und seine Bedeutung überhaupt ins Reine kommen, so mußte die ganze von ihm auf dem romantischen Runkelstein für den Burgherrn Nikolaus den Vintler geschriebene Handschrift, dazu jene Wolfenbütteler durchgeackert werden.

In dem Wolfenbütteler Kodex hat Heinz Sentlinger dieselbe Weltchronik, nur etwas kürzer und in schlechterer Ausstattung, nämlich auf Papier, abermals niedergeschrieben droben auf der Brennerhöhe «an dem Lůg pei Leuepolden dem Vintler, der die weil zollner do waz». Der Lueg ist das große Zollhaus in der Nähe des Brennersattels bei dem Orte Gries, wo damals ein zweiter Vintler, jener Leupold, sich offenbar die Zeit mit dem Lesen oder Vorlesenlassen der Weltchronik vertreiben wollte. So spielt die Geschichte dieses Edelgeschlechtes herein in die Geschicke des Münchener Patriziersohnes, und wir gedenken jenes dritten Hans Vintler, der etwas später das Gedicht «Die Pluemen der Tugent» verfaßte. Wer Heinz Sentlingers Handschriften untersucht, der muß auch trachten zu erforschen, was einst an Büchern auf dem Runkelstein lag, dem Josef Viktor Scheffel einen unsterblichen Hymnus gesungen hat, indem er von den Vintlern und ihrem Schlosse sagte:

Der Geist der Dichtung, fröhlich und frei,
Nistet in seinen Mauern.

Im Jahre 1921 wurde mir durch eine Beamtin unserer Staatsbibliothek vertraulich mitgeteilt, daß die Familie, in deren Besitz die Handschrift von Runkelstein sich befand, den Kodex zu verkaufen beabsichtige. Ich ließ den Eigentümern mein starkes Interesse an der Handschrift melden, aber woher die hohe Summe nehmen, die dafür nötig gewesen wäre? Im Jahre 1926 ließ die Familie die Handschrift durch einen Wiener Antiquar öffentlich ausbieten. Nun konnte ich

der vorgesetzten Stelle die Bitte vorlegen, alle amtlichen Schritte zu tun, damit der Kodex für die Handschriftenabteilung der Staatsbibliothek, die wegen der Herkunft des Schreibers oder Dichters aus München der geeignetste Ort für sie sein mußte, erworben werden könnte.

Als ich den Riesenfolianten prüfen konnte, ergab sich mir, daß hier der Text der Weltchronik Heinrichs von München, der in der ausführlichen Beschreibung der Handschrift durch den Wiener Antiquar mit keinem Wort erwähnt wurde, in seiner vielleicht umfassendsten Form vorliege. Nun bot sich also Gelegenheit, für München diesen Text zu erwerben, den es noch nicht besaß. Wieviel Heinz Sentlinger dazu gedichtet, das würde sich ja wohl ergeben, wenn alle einschlägigen Handschriften verglichen worden wären. Ich kannte keine wichtigere Aufgabe mehr, als den Kodex für München zu gewinnen.

Aus ihren an und für sich unzureichenden Geldern kann die Staatsbibliothek immer nur kleinste Beträge zur Erwerbung von Handschriften verwenden. So wurde eine Eingabe um die Summe, welche für jene Handschrift nötig war, an das Ministerium für Unterricht und Kultus und an den Herrn Ministerpräsidenten zur Stiftung außerordentlicher Mittel eingereicht, allein ohne Erfolg.

Es wäre wohl den Besitzern ein Leichtes gewesen, die Handschrift um hohen Preis in das Ausland abzusetzen, allein jene Familie hatte soviel Geschichtssinn, daß sie das Stück in deutschen Landen behalten sehen und an einer öffentlichen Stelle wissen wollte, an welcher es möglichst geschätzt werden würde. So ließ ich denn ihr gegenüber immer wieder von meinen Bemühungen wissen, das nötige Geld aufzutreiben. Freilich in allzulangem Verzug lag Gefahr.

Da war es Herr Hofantiquar Jacques Rosenthal, der, als wir wieder einmal auf meine Sorgen um Erwerbungen für die Handschriften-Abteilung zu sprechen kamen, seine Bereitschaft aussprach, die Gelder für den Erwerb jener Handschrift zu sammeln. In selbstlosester Weise begann er, selbst eine sehr namhafte Summe voranstellend, bei wohlhabenden Freunden und Bekannten für die Sache zu werben.

Er wußte den Bayerischen Verein der Kunstfreunde (Museums-Verein) dafür zu interessieren, dessen I. Vorsitzender Herr Theodor Freiherr von Cramer-Klett als feinsinniger Bibliophile sofort für die Angelegenheit begeistert war und auch den Ausschuß des Vereins, dem ich darüber Vortrag halten durfte, dafür zu gewinnen verstand. Bietet der Kodex doch auch infolge zweier darin befindlicher unveröffentlichter farbiger Federzeichnungen, deren Beziehungen zu den weltberühmten Wandmalereien auf Runkelstein noch zu untersuchen sind, hohes kunstgeschichtliches Interesse.

Und als schließlich noch eine Summe fehlte, da sprangen Mitglieder des Münchener und Bayerischen Buchhändlervereins, wie des Münchener Verlegervereins ein und spendeten trotz der schlimmen Zeiten, die der Buchhandel gegenwärtig durchzumachen hat, das fehlende Geld. Man sah: die Bayerische Staatsbibliothek hat trotz der tieftraurigen Lage, in der sie sich zur Zeit befindet, verständnisvolle Freunde. Die Handschrift Heinz Sentlingers ist gekauft und wird als Leihgabe des Museumsvereins der Staatsbibliothek übergeben werden. Der offizielle Dank der Bibliothek wird dann erst ausgesprochen werden. Ich darf aber heute schon hier vom wissenschaftlichen Standpunkt aus der Freude Ausdruck geben, daß es vereinten Anstrengungen gelungen ist, dem Kodex eine ihm angemessene Stelle zu verschaffen, darf allen denen danken, die das hohe Vertrauen zu mir hatten, daß ich keinen schlechten Kauf vermittelte, und darf nun schließlich den hochverehrten Akademie- und Universitätskollegen für deutsche Philologie und deutsche Literaturgeschichte die Handschrift überweisen zur weiteren wissenschaftlichen Verfügung darüber. Vielleicht erfolgt unter ihrer Leitung die Durchführung der notwendigen erschöpfenden Studien über Heinrich von München und Heinz Sentlinger.